

Nr. 48. Bromberg, den 27. Februar 1929.

Sohr, der Herr

Roman von Arno Franz

(12. Fortsetzung.)

Bei Meyer in Mühlberg waren die Verhandlungen unkomplizierter, als sie bei Warburg gewesen waren.

Meyer, der eigentlich Bauer war, betrieb den Getreidehandel nur nebenbei. Trotzdem aber doch intensiv. Er war ein reicher Mann, einer von den ganz wenigen, die noch mit dem Korb auf dem Rücken zu Markt gegangen waren und der seinen Besitz erworben, nicht ererbt hatte.

Sein Grundsatz war: keine Schulden haben, alle Rechnungen unter Skontoabzug bezahlen und immer noch hundert Mark übrig behalten. Ihm war selten ein Geschäft vorbeigeglückt. Daß er bei Wetter, wie man in Steinau sagt, hineingeschlittert war, machte ihm mächtige Kopfschmerzen.

Der Finkenschlager wurde bei Meyers in die gute Stube geführt

Das schon war eine Auszeichnung.

Dann brachte Frau Meyer eine Tasse Kaffee. Bohnenkaffee! Milch und Zucker!

Das war die zweite.

Endlich rückte Meyer mit Zigarren an.

Das war überhaupt noch nicht erlebt.

Sohr war einigermaßen verlegen. Er wußte nicht, woran er war.

Wollte nun Meyer etwas von ihm oder wußte er um seine Pläne?

Das letztere war ausgeschlossen oder doch kaum anzunehmen mithin mußte das erstere der Fall sein.

Und Sohr versuchte leise anzutippen.

„Feines Zigärrchen", lobte er den aus Wald, Wiese, Heide und Hain zusammengedrehten Strunk. „Man merkt, wo die Kapitalien sitzen."

Der nichtrauchende Meyer fragte: „Ist sie gut?"

Sie sich besehend, antwortete Sohr:

„Für Mühlberg geradezu überwältigend! So was kann sich eben der Meyer leisten."

„Und Sohr?"

„Der kommt zum Meyer und nassauert sich durch. Außerdem will er auch noch einen Pump aufnehmen."

„Bei wem?"

„Eben bei Meyer."

„Ach du lieber Gott!"

Er machte ein sehr langes Gesicht, auf dem ein Schmiß Ungläubigkeit lag.

„Is wohl nich?" fragte Sohr.

„Leider nicht", sagte Meyer. „Umgekehrt! Ich wollte diesmal an Ihre Türe klopfen."

„Sie? Meyer aus Mühlberg? Ohne Geld?"

„Das gerade nicht. Ohne Geld bin ich nie. Ich habe allerhand Außenstände, kann sie aber nicht hereinbringen. Wenn schon gedroschen wär, wär es anders. Den Meyer kann man vertrösten, denken die Leute. Und in vierzehn Tagen ist die Versteigerung in Großsteinau."

„Stimmt ja, daran habe ich mit keinem Bein gedacht. Entschuldigen Sie! Natürlich müssen Sie da Geld haben. Dreißigtausend deutsche Reichsmark — allerhand! Ist manches Menschen ganzes Vermögen."

„Nur Ihres ist größer."

„Hm", machte Sohr und kniff das linke Auge zu. Das war die bequemste Art, den anderen glauben zu lassen, was er wollte.

„Sie haben doch das Rennen in Leipzig gewonnen. Bei zehn zu hundertdrei dürfte da eine Stange Gold zusammengekommen sein."

„Bin zufrieden, lieber Meyer, es hat, wie man sagt, geläppert."

„Da könnten Sie doch, Herr Sohr, wenn Sie wollten."

„Es kommt auf Sie an, Herr Meyer. Ich habe für das Geld Papiere gekauft. Wenn Sie den Kursverlust tragen wollen — gern!"

Meyer traktierte sein rechtes Ohrläppchen. Das war immer ein Zeichen innerer Erregung.

Sohr war diese Erregung nicht unangenehm.

„Wie hoch wird der Verlust sein?" fragte Meyer zögernd.

„Kann ich im Moment nicht mal sagen. Sie wissen ja, wie die Kurse gefallen sind."

„Nee, das weiß ich nicht. Ich hatte nie etwas mit Papieren und Kursen zu tun. Ich bin für das Gewisse, spekulieren tue ich nicht."

„Ich auch nicht. Es gibt aber Papiere, die ebenso sicher sind wie Grundbesitz, zudem leichter realisierbar und leichter zu beleihen. Wenn man mal verkaufen will, braucht das ja nicht gerade bei niedrigem Kurs zu geschehen. Außerdem hoffe ich Verkäufe nicht nötig zu haben."

Meyer war enttäuscht. Er versuchte es anders herum.

„Übrigens wär doch der Wettersche Besitz auch eine gute Anlage für Sie", sagte er. „Wenn Sie ihn erwerben wollen — ich würde meine Hypothek stehen lassen."

„Sehr nett von Ihnen, lieber Meyer. Der Besitz verträgt aber keine Belastung in dieser Höhe. Sie wissen, wieviel hierorts für Land bezahlt wird. Das Wettersche Gut ist um dreißigtausend Mark über Wert belastet. Wenn Sie es nicht als Spekulationsobjekt betrachtet haben, verstehe ich nicht, wie Sie und die anderen Herren da in dieser Höhe einsteigen konnten. Sie müssen alle eine schwache Stunde gehabt haben. Liebetrau hat sein Geld bereits in die Esse geschrieben, sogar Warburg hat Sorgen."

„Warburg? Wieso Sorgen? — Der ist doch gedeckt."

„Lassen Sie sich nicht auslachen, mein Lieber! Gedeckt? Was will Warburg mit einem Bauerngütchen in Finkenschlag? Verpachten? Für ein Dudeldei! Und dem Pachtzins nachjagen wie ein Hetzhund? Warburg ist doch nicht krank! Der weiß ziemlich genau, daß mit dreißigtausend Mark barem Gelde heuzutage im Handumdrehen zehntausend und mehr Mark zu verdienen sind. Mit einer Klitsche von hundertfünfzig Morgen! — Na ja, leben könnte er davon. Das wär aber auch alles."

„Sie haben mit ihm gesprochen?"

„Mehr noch! Ich habe sogar seine Hypothek gekauft."

Da schlug Meyer mit der Faust auf den Tisch.

„Das ist doch!" rief er und Sohr fragte in eisiger Ruhe:

„Was denn, Verehrtester?"

Meyer sagte nichts. Er sah zum Fenster hinaus. Mechanisch klappte er den Deckel der Zigarrenkiste zu.

Sohr lächelte.

„Nun soll ich keine Zigarre mehr bekommen", sagte er und brannte sich eine Zigarette an. „Schade!"

Da kam Meyer zur Wirklichkeit zurück.

„So war das nicht gemeint, Herr Sohr", entschuldigte er sich und klappte den Deckel wieder auf. „Bedienen Sie sich, bitte", bat er. Dann wurde er sehr lebendig.

Hier war eine Aussicht, die ihn froh machte. Jetzt sah er auch klar. Jetzt wußte er, warum der Finkenschlager in seiner guten Stube saß. So ein Filou! Schützte

einen Pump vor, horchte die Leute aus, spielte den Unbeteiligten und hatte das halbe Gütchen schon in der Tasche.

Sohr hüllte sein pergamentenes Angesicht in eine Wolke Zigarettenrauch. Er mußte auf dem Quivive sein. Der Tiger war waidwund geschossen, Vorsicht am Platze.

Ein Gedanke blitzte auf.

„Dürft' ich mal telephonieren, Herr Meyer?" fragte er.

Meyer gestattete gern und Sohr rief Finkenschlag an.

Carla war am Apparat.

„Grüß Gott, Frau! — Gut! Und dir? — Freut mich! — Ich bin in Mühlberg. Wetter wollte mich heute abend besuchen. Wenn er kommt, bevor ich zurück bin, soll er warten. — Ja! Wenn du willst, kannst du mir den Wagen entgegenschicken. — Wiedersehn, Carla."

Er hing den Hörer an.

Meyer war fisperig geworden und Sohr, der es sah, nickte ihm zu.

„Fragen Sie nur, lieber Meyer. Sie möchten gern wissen, was ich mit Wetter zu verhandeln habe?"

„Wenn es nicht unbescheiden ist", gab Meyer ehrlich zu.

„Durchaus nicht", sagte jener. „Es haben da nämlich die Herren Meyer, Warburg und Liebetrau einen ganz kapitalen Bock geschossen, insofern, als sie nur Land pfändeten und dem Wetter das Verfügungsrecht über das lebende und tote Inventar beließen. Vielleicht erwerbe ich das. Dann ist der Besitz noch weniger wert. — Es wird sich heute entscheiden. Wie es sich entscheidet, hängt von Ihnen ab. Ich habe so das Gefühl, daß Sie sich in einer nicht gerade angenehmen Lage befinden dürften."

„Die Sie weidlich ausnutzen", platzte Meyer heraus. „Sie verstehen das Geschäft, Herr Sohr. Dunnerlitzchen!"

„Nicht wahr, es läßt sich ganz nett mit mir verhandeln?"

„Hören Sie auf! Sie sind schlimmer als ein Jud'!"

„Ich finde die nicht mal so schlimm. Wenn Sie gesagt hätten: schlimmer wie Meyer in Mühlberg, dann wär' das ein Kompliment gewesen. — Aber nun mal Scherz beiseite! Wieviel wollen Sie nachlassen, wenn ich Ihnen die Hypothek abnehme? Ohne Handeln! Wohlverstanden!"

Meyer kraulte sich am Kopf. Er besann sich. Dabei schwitzte er. Dann kam es stockend heraus:

„Tausend Mark."

Sohr hielt sich die Ohren zu.

„Kein Wort habe ich verstanden", sagte er. „Nicht ein Tönchen! Sie müssen lauter reden, Meyer. — Vorher aber will ich Sie auf folgendes aufmerksam machen: Schulden achtundfünfzigtausend Mark. Liebhaberwert fünfundvierzigtausend Mark, Differenz dreizehntausend Mark. Die müssen weg! Der Ansicht waren die anderen Leidtragenden auch. Sechstausend hat Warburg auf sich genommen. Seine Hypothek habe ich für Vierundzwanzigtausend gekauft. Liebetrau will zwei einbüßen, also kommen auf Meyer fünf. So, nun reden Sie!"

Meyer besann sich nicht mehr. Er fragte barsch:

„Wann wird gezahlt?"

Warburg und Meyer — Wurst wie Aal", dachte Sohr und sagte: „Morgen, wenn Sie wollen! Sie können mich abholen. Wir fahren zusammen nach Berlin und bringen die Chose in Ordnung."

„Wenn es Ihnen recht ist, bin ich um neun Uhr bei Ihnen."

Natürlich war es Sohr recht.

Die Angelegenheit wurde mit Handschlag bekräftigt und als restlos erledigt angesehen. Der gerichtliche Schritt war nur noch Formsache.

*

Im Finkenschlager Herrenhaus saß Karl Wetter auf Kohlen, auf glühenden. Er wartete schon eine reichliche Stunde auf Sohr.

Das ist eine lange Zeit für einen, der in Ungewißheit wartet.

Endlich kam der Herr. Der Wagen rollte in den Hof.

Wetter trat ans Fenster. Er hörte Sohr ein paar kurze Worte sagen, dann sah er, wie er die Freitreppe heraufsprang, immer zwei Stufen auf einmal.

Auf der Plattform mußte Sohr einen Moment verharren.

„Verdammter Zustand", sagte er und schlug sich auf die Brust, als ob er dem Herzen einen Stoß geben wollte.

Dann trat er in den Flur.

Dort empfing ihn Carla.

„Du hast dich wieder übernommen heute", sagte sie besorgt, als sie sein bleiches Gesicht sah.

„Leider!" gab er zu. „Einen ganzen Tag fern von dir — einen ganzen Tag Sehnsucht!"

„Ach du —"

Er gab ihr scherzend einen Klaps. Dann küßte er ihre Hand.

„Ich hab' dich sehr lieb, Carla", sagte er, schritt an ihr vorbei und trat ins Zimmer.

Wetter stand immer noch am Fenster und hatte die Mütze unter den Arm geklemmt.

„Habe Sie warten lassen müssen, lieber Wetter. Müssen!" entschuldigte sich Sohr. „Dafür kann ich Ihnen auch eine leidliche Antwort bringen."

„Tut nichts, Herr Sohr", sagte Wetter bescheiden. „Ich hätte die ganze Nacht auf Sie gewartet."

„Recht so! Immer Stange halten und nicht locker lassen. Das lohnt sich in der Regel — Aber nun vertreten Sie sich mal nicht die Beine und setzen Sie sich. Hier an den Tisch, bitte."

Er drückte auf den Klingelknopf. Ein Mädchen erschien.

„Bitten Sie meine Frau um ein Glas Wein für uns."

Das Mädchen knickste und ging.

Den Wein brachte Carla selbst.

„Darf ich zuhören?" fragte sie und setzte sich zu den Männern.

„Gern," sagte Sohr. „Herr Wetter wird nichts dagegen haben. — Also wollen wir trinken auf eine gute Zukunft. Prosit!"

Sie stießen an.

„Nun noch eine gute Zigarre, Herr Wetter", — er hielt ihm das Kistchen hin — „dann darf ich Sie von Ihrer Ungeduld befreien".

Carla reichte den Herren Feuer. „Damit ich auch was tue", sagte sie.

Sohr blies den Rauch in zierlichen Ringen zur Decke. Genießerisch, zufrieden. Wetter paffte wie ein Schlot. Er wußte gar nicht, daß er das tat.

Endlich kam Sohr zur Sache:

„Die Versteigerung findet nicht statt", sagte er, „vorausgesetzt, daß Ihr Bruder vernünftig ist oder Sie ihn zur Vernunft bringen können. Die Hypotheken gehören mir. Ich habe sie gekauft."

Wetter unterdrückte ein halblautes „Ah" und paffte stärker. Sohr fuhr fort.

„Von Rechts wegen hätte Ihr Bruder keine Ansprüche zu stellen, denn ihm gehört nichts. Da mir aber seine Gattin in gewissem Sinne Vollmacht erteilte, insofern, als sie ihre Interessen in meine Hände legte, kann ich folgenden Vorschlag machen: Ihr Bruder geht morgen — oder sagen wir am Wochenende aus seinem Hause. Sie nehmen ihn einstweilen auf."

Wetter wollte einwenden, aber Sohr erhob die Hand. Da schwieg er und saß wie aus Stein.

„Lassen Sie mich ausreden, Herr Wetter", bat Sohr, „und passen Sie genau auf. Mein Wunsch muß respektiert werden, um nicht zu sagen: mein Vorschlag akzeptiert. Das lebende und tote Inventar übernehme ich ebenfalls und zwar für" — er überschlug — „fünftausend Mark. Davon bekommt Ihr Bruder die Hälfte, die andere Hälfte erhält seine Gattin".

Wetter blickte langsam auf. In seine Augen kam Leben. So waren diese Augen schön.

„Ihren Bruder sollen Sie natürlich nicht dauernd beherbergen", setzte Sohr auseinander. „Das wäre Unfug. Nur so lange sollen Sie es tun, bis ich dort ausgeräumt habe. Ich werde Frau Wetter zu bestimmen suchen, daß sie ihm Wohnrecht gewährt, auch die Einrichtung zweier Zimmer beläßt. Das Haus bleibt ja Ihrer Schwägerin. Vielleicht — wenn er sich ändert — man kann nicht wissen —," seine Gedanken schweiften ab. Die Stimme zerflatterte.

Leise legte Carla ihre Hand auf seinen Arm.

„Wenn du das zustande brächtest, Sohr", sagte sie weich, hoffend und bittend. Und Wetter sagte:

„Es wäre das größte Glück!"

„Ich?" fuhr Sohr auf und seine Stimme hatte einen seltsam rauhen Klang. „Ich? Ich? Warum denn ich? Ich kann gar nichts! — Er! Er muß es können. Er allein! Durch Arbeit, durch Treue, durch Selbstüberwindung! Himmelheiland! Sauber, das ist doch das mindeste, was ein Mensch sein kann und muß. Sauber! Innen und außen! Tadellos sauber. Dazu braucht er keiner Dritten, keiner Hilfe, keiner Unterstützung. Das kann man von sich aus sein. — Ein sauberer Mensch hat immer die Achtung anständiger Menschen für sich. Und Grete Wetter ist ein anständiger Mensch! — Aus Achtung erwächst Zuneigung, aus Zuneigung Liebe. So sie nicht aus Achtung entspringt, ist sie Rausch und Illusion — enttäuscht, verblüht, versiegt! — Sagen Sie ihm das, Wetter, sagen Sie es ihm und schlagen Sie ihn krumm und eckig, wenn der Bursche nicht hört."

Carla saß still und ließ den Sturm vertoben. Eifersüchtig war sie nicht. Sie wußte, daß er sich für jeden wertvollen Menschen einsetzte, wenn es nötig war. Und waren nicht Karl Wetter und seine Schwägerin wertvolle Menschen!

Dann wußte sie ferner, wie es ihm ans Herz griff, wenn einer seines Standes, ein Bauer, und wenn er der kleinste war, strauchelte, stolperte, fiel. Das war dem Erich Wetter doch geschehen.

(Fortsetzung folgt.)

Kälte.

Die Sonne träumt, als spüre sie kein Leben
Die Kinder haben Angst und sprechen leis.
Es fehlt der fromme Kuß, den du gegeben,
Du liebes Licht! Wir fühlen Qual und Eis.

Das kleine Vöglein, das so oft gekommen
Und zierlich vor dem Fenster Futter nahm,
Das hat der Frost in seine Hand genommen —
Ich blicke starr hinaus in all den Gram.

Warum hast du kein Mitleid, reiche Sonne?
Aus Mitleid starb ein Gott, weißt du es nicht?
Aus tiefen Wunden wuchs ihm Sieg und Wonne!
Blüh' auf, mein warmes, weißes Himmelslicht!

Karl Weis.

Exekution.

Skizze von **Wolfgang Federau.**

Diesmal, als das Los geworfen wurde, fiel es auf Petja. Er erblaßte, dann färbte eine feine Röte seine jungen Wangen. „Bin ich denn ein Henker?" brummte er und nagte zornig an den Lippen.

Die anderen achteten nicht darauf. Nur Rybin, der den jungen Menschen aus irgend einem Grunde besonders lieb gewonnen hatte, fing das Wort auf.

„Was willst du?" fragte er leise, näher rückend, „Revolution und Krieg haben ihre eigenen Gesetze. Besonders solch ein Krieg. Oder sollen wir sie wieder laufen lassen, die Weißen?"

„Ich bin Soldat!" erwiderte Petja störrisch. „Soldat der roten Armee. Gewiß. Aber ich bin nicht . . ."

„Leiser, ich bitte dich — wenn Lubow dich hörte, kannst du dich auf allerlei gefaßt machen. Du weißt doch, oberstes Gesetz ist Gehorsam und Parteidisziplin."

„Ich weiß — ich weiß. Und ich bin ja auch schon still", sagte Petja, rasch eingeschüchtert.

Er erhob sich schwerfällig griff nach seinem Gewehr. „Wer ist's denn?" fragte er noch.

„Akimow heißt er — ein Gutsbesitzer."

Petja zuckte unwillkürlich mit den Augen, als er den Namen hörte. „Aus Kostroma?"

„Ja — ich glaube, aus Kostroma. Aber warum fragst du? Kennst du ihn?"

„Mir kommt der Name so bekannt vor — aber ich irre mich vielleicht", erwiderte Petja und prüfte umständlich die Waffe.

Dann ging er mit schweren, harten Schritten die Treppe hinunter, öffnete die Tür. Oben konnte man das Klirren der Schlüssel hören. Petja zögerte einige Sekunden, ehe er eintrat. „Akimow", dachte er, „ihn hat nun das Schicksal in meine Hand gegeben. Er muß schon sehr, sehr alt sein, jetzt. War kein schlechter Mensch. Immerhin — Rybin hat recht: Krieg ist Krieg. Und er muß büßen, was die andern vom Adel, was die Burshui verbrochen haben. Es ist nur gerecht."

Er schüttelte sich wie ein Hund, als er endlich eintrat.

Im Keller herrschte fahle Dämmerung. Die kalte, feuchte und eingeschlossene Luft legte sich beklemmend auf seine Lungen. An der Wand unter dem vergitterten Fensterchen lag eine Gestalt, ganz in einen dunklen Mantel eingerollt. Petja berührte den offenbar Schlafenden mit dem Fuß. „Steh auf!" sagte er heiser, „und mach fix, es — es ist so weit."

Der andere stöhnte schwer, noch aus dem Schlaf heraus. Aber plötzlich erwachte er, sprang mit einem Satz in die Höhe. „So, so", sagte er ganz ruhig, „jetzt ist's also so weit." Seiner Stimme war keine Erregung anzumerken. Aber wäre es weniger dunkel gewesen, so hätte man sehen müssen, welche Anstrengung es ihn kostete, sein Zittern zu verbergen.

Seine Worte ließen Petja zusammenfahren. „Du bist Wladimir Akimow?" fragte er halb mechanisch.

„Nein, nicht Wladimir — Fedor Akimow bin ich, sein Sohn. Mein Vater ist tot, schon seit einem Jahre tot."

Ein ganz leiser Hoffnungsschimmer brach aus diesen Worten. Vielleicht war alles ein Irrtum — vielleicht würde er leben. Seine müden Augen bekamen wieder eine Art Glanz, er atmete heftig und unruhig.

Petja trat ganz dicht an ihn heran und prüfte sorgfältig das Gesicht des anderen. „Ja," sagte er dann, „es ist wahr. Du bist Fedja. Dein Vater also ist tot, sagtest du? Gut für ihn, sehr gut. Es ist ihm manches erspart geblieben. Er war kein schlechter Mensch."

„Petja!" schrie der Gefangene, der ihn jetzt endlich erkannte. Streckte ihm mit einer ungestümen Bewegung die Hand entgegen

Aber Petja nahm sie nicht, er tat, als sähe er sie nicht. „Es ist lange her", sagte er schleppend, „seit wir zum letzten Male miteinander gespielt haben. Weißt du noch? . . ."

Aber er brach ab, gab sich einen Ruck und machte sein Gesicht gewaltsam hart. „Egal", sagte er, „das ist vorbei: Eine andere Zeit heute — eine andere Zeit. Mach dich fertig, Fedja."

Das Aufblitzen in den Augen des anderen erlosch. Nein, keine Hoffnung. Petja hatte Befehl erhalten, ihn zu erschießen, und — er würde ihn erschießen. So wie er ihn kannte. So galt es nur eines: anständig zu sterben. Das freilich ist nicht leicht, wenn man so jung ist und so am Leben hängt. Akimow warf seinen Mantel ab, stellte sich an die Wand, die dunkel und fleckig war von dem Blut vieler, die einst vor ihm denselben Weg gegangen.

Petja zögerte noch immer. Wie er ihn geliebt hatte, einst — diesen Menschen dort. Wie ein häßliches Mädchen seine schöne, angebetete Schwester liebt. Mit viel Hingabe und ein ganz klein wenig Neid. „Hast du noch einen Wunsch?" fragte er, „einen, den ich dir erfüllen kann?"

Akimow dachte nach. Sagte endlich leise: „Gib mir noch eine Zigarette — wenn du sie hast. Ich möchte noch einmal rauchen."

Petja suchte in seinen Taschen, fand eine, halb zerknickt, unansehnlich. Strich sie glatt und reichte sie dem andern. Gab ihm auch Feuer. „Aber keine Kunstpausen", meinte er noch. Er wünschte brennend, es wäre endlich alles vorbei.

Die beiden standen wortlos einander gegenüber. Akimow rauchte in heftigen Zügen. Und jedesmal, wenn er den Atem einzog, erleuchtete die aufglühende Zigarette sein so verändertes und doch so vertrautes Gesicht. Und jedesmal, wenn Petja dieses Gesicht erblickte, das alsbald wieder die Dämmerung halbwegs verschluckte, stiegen ihm Erinnerungen auf — an seine Heimat, an seine Kindheit. Und er glaubte, das Singen und Sirren der Sensen, den einförmig-melancholischen Gesang der Mädchen seines Heimatdorfes zu hören, den Geruch aufgebrochener Erde und reifender Felder zu schmecken.

Endlich warf Akimow den Rest seiner Zigarette zu Boden. „Fertig", sagte er. Dann — nach einer Pause — mit einem zaghaften Lächeln: „Ich hoffe, du machst deine Sache gut, Petja. Hast es ja bei mir gelernt, das Schießen. Weißt du noch, wie du mit mir deinen ersten Hasen schossest? Es war Vaters Flinte, mit der du ihn erlegtest. Weißt du noch? . . ."

„Ja — ich weiß", erwiderte Petja kurz.

Er hob das Gewehr, zielte auf den fahlen Fleck an der Wand, der Akimows Gesicht andeutete. Aber er zitterte so heftig, daß er die Waffe sinken ließ. Da gab er sich einen Ruck. Wieder richtete er den Lauf des Gewehres auf Akimows Antlitz — der Finger zuckte am Abzug, ein von den Kellerwänden zu donnerähnlichem Widerhall verstärkter Knall, man hörte das Herabfallen von Putz und Kalk.

Akimow stand unbewegt, mit über der Brust verschränkten Armen. „Nun? . . ." fragte er endlich nach einer langen, schweren Pause. „Hast du doch so rasch vergessen, was du einst bei mir lerntest?"

Petja antwortete nicht. Er sah Akimow traurig an, und sein Gesicht war blasser als das des Gefangenen.

Dann, ohne ein Wort der Erklärung, verließ er den Keller, zog den Schlüssel absichtlich geräuschvoll ab, ohne jedoch die Tür zu schließen.

Oben, wo die anderen untätig und wartend herumhockten, stellte er sich salutierend vor Lubow auf.

„Wladimir Akimow ist tot", sagte er ruhig. Und dann, als der andere bloß nickte, heftig, flehend: „Bitte — versetzt mich an die Front. Ich — ich bitte Euch darum."

Man muß sich zu helfen wissen.

Groteske von **Arthur Panofsky.**

In der Hauptstraße war ein Wasserrohr geplatzt; das kann vorkommen, besonders, wenn es so kalt ist wie in diesem Winter. Die Straße steht voller Menschen, die den Fall begutachten. Ein altes Fräulein stürzt verzweifelt aus einem Haus: „Ich habe kein Wasser, ich kann nicht Wäsche waschen und Kaffee kochen." — „Aber jammern Sie doch nicht so", höre ich plötzlich eine Stimme, „Sie sehen doch, daß hier alles gut abläuft; außerdem kommt gleich die Feuerwehr mit ihrer Dampfspritze, da können Sie Ihren Kaffee aufbrühen."

Die Stimme kennst du doch, denke ich bei mir, und richtig, das ist der Piepenmüller. Ein Kerl, wie man ihn so selten in dieser unzufriedenen Zeit findet. — Mit Piepenmüller war ich lange in russischer Gefangenschaft zusammen. Wir freuten uns natürlich sehr, so sehr, wie es immer Menschen tun, die sich selten zu sehen bekommen. Beim Erzählen unserer Erlebnisse während unserer Trennung klagte ich

über die schlechten Zeiten und Wohnungsverhältnisse. Da kam ich aber bei Piepenmüller schön an. Wie Leberecht Hühnchen hotte er schon immer über jeder Situation gestanden. Als wir es in der Gefangenschaft nicht fertig bringen konnten, bei Winterkälte im Zimmer warm zu werden, kam Piepenmüller auf einen Gedanken: Wir mußten alle in die Winterkälte hinaus, und als wir nur ein einziger Eiskristall waren, durften wir wieder ins Zimmer kommen, da fanden wir es dann schön warm. Ähnliche nie patentierte Erfindungen hatte Piepenmüller noch mehr gemacht.

„Nein“, sagte er entrüstet zu mir, „das geistige Analphabetentum ist gerade bei uns fast mehr zu Hause als anderswo. Kommen Sie einmal in meine Neubauwohnung, Sie werden sehen, wie man sich einrichten kann.“ —

Still und bescheiden ging ich gleich mit zum „Zugspitzenpalast“, wie Piepenmüller vorschlug. Bald langten wir an der Stadtgrenze an, wo, weiß ich nicht mehr, es war da sehr dunkel. Mein Freund schritt auf ein Haus zu, das in einer unbeleuchteten Straße lag. „Sehen Sie“, sagte Piepenmüller, „da schimpfen diese dummen Leute immer über unbeleuchtete Straßen; dankbar müßten sie sein, daß die Stadtverwaltung Geld spart, kommt es doch wieder dem Steuerzahler zu gut.“ Ein gewaltiger Stoß Piepenmüllers gegen die Haustür öfnete diese. „Wunderbarer Verschluß, nur für Eingeweihte“, kam die Erklärung. „Daß diese Tür sich nicht schließen läßt, weil das Haus gesackt ist, ahnt kein Dieb. Er würde vergeblich einen Dietrich benutzen.“

Dann lernte ich die Familie kennen. Solche Frau konnte nur Piepenmüller haben, und auch die Kinder paßten zu ihm, ich kam aus dem Staunen nicht heraus. „Wir leben hier wir im Märchen“, sagte mein alter Kamerad. — Die getünchten sehr rissigen Wände kamen mir zwar nicht märchenhaft vor, aber ich schwieg. Wir setzten uns zum Abendessen an den Tisch, die Kinder traten zu einer Wand und holten aus ihr Teller und Schüsseln. „Ein großer Vorteil meiner Wohnung“, lächelte Piepenmüller, „die Wand zwischen unserer Küche und diesem Zimmer hat sich so gesetzt, daß wir bequem die Speisen hindurch reichen können; das erspart uns das lästige Türenöffnen, das meist viel Geschirr kostet.“ Nach dem Essen saßen wir bei einer Zigarre, aber wie stark wir auch rauchten, das Zimmer verqualmte nicht. „Sehen Sie“, meinte der Hausherr, „eine vorzügliche Ventilation besitzt unsere Wohnung; ich habe daher einige Segelflugzeugmodelle angefertigt, mit denen ich in meiner Wohnung Versuche mache. In diesem Jahr will ich meine Erfahrungen auf dem Rhönflug verwerten.“ —

Es war inzwischen spät geworden. Eine Erfindung mußte ich mir aber noch ansehen. Piepenmüller holte aus einer Ecke ein Gestell, schnell zog er Flügelwände aus Zeltleinwand befestigte diesen geheimnisvollen Apparat an Decke und Fußboden, zog Leitungsdrähte zu einem Kasten und setzte seine Kinder in den Apparat. Plötzlich drehte sich das Gestell, und ein Glockenspiel hämmerte die Melodie: So leben wir, so leben wir alle Tage. —

„Das ist mein letztes Weihnachtsgeschenk für meine Familie“ sagte Piepenmüller. „Ich hatte festgestellt, daß ich am Fußboden an der Außenwand bei starkem Frost einige Grade unter Null hier habe, an der Küchenwand steigt die Temperatur, die übrigens am Kanonenofen fast tropisch ist. Diesen glücklichen Umstand der Luftwirbelung durch die Temperaturunterschiede verwertete ich beim Bau meiner Windturbine. Meine Kinder haben ein Karussel, wir alle Musik, und außerdem lade ich meine Akkumulatoren, wir erhalten also auch billiges elektrisches Licht. Man muß sich eben nur zu helfen wissen!“

Das Lied des Bettlers.

Ich gehe immer von Tor zu Tor,
verregnet und verbrannt;
auf einmal leg ich mein rechtes Ohr
in meine rechte Hand.
Dann kommt mir meine Stimme vor,
als hätt' ich sie nie gekannt.

Dann weiß ich nicht sicher, wer da schreit,
ich oder irgendwer.
Ich schreie um eine Kleinigkeit.
Die Dichter schrei'n um mehr.

Und endlich mach ich noch mein Gesicht
mit beiden Augen zu;
wie's dann in der Hand liegt mit seinem Gewicht
sieht es fast aus wie Ruh.
Damit sie nicht meinen, ich hätte nicht,
wohin ich mein Haupt tu.

Rainer Maria Rilke.



Bunte Chronik



* **Das Paradies der Generale.** Der Kongreß von Nikaragua hat kürzlich die beantragte Schaffung mehrerer neuer Generalsstellen in seiner Armee mit der Begründung abgelehnt, daß dafür kein Bedürfnis vorhanden sei. Das ist eine für mittelamerikanische Verhältnisse ganz ungewohnte Auffassung, denn nirgend auf der Welt gibt es so viele Generale wie dort. General zu werden ist der Ehrgeiz eines jeden, der etwas auf sich hält, obwohl das Gehalt bei der Begrenztheit des Staatshaushalts naturgemäß nicht bedeutend sein kann. Dafür bietet aber die prächtige, goldstrotzende Uniform den Ehrgeizigen ausreichenden Ersatz. Selbst ein Land wie Mexiko hat bei einer Heeresstärke von etwas über 64 000 Mann nicht weniger als 9004 Offiziere, darunter 389 Generale. Da von der Zahl der Gemeinen aber reichlich zwei Drittel nur auf dem Papier stehen, kommt auf 54 tatsächlich vorhandene Soldaten bereits ein General. Dabei ist die mexikanische Armee doch noch ernst zu nehmen. In vielen mittelamerikanischen Staaten, wie z. B. Haiti, sind die Verhältnisse in dieser Hinsicht geradezu grotesk, da es in dieser „Armee“ fast mehr Offiziere — und von diesen vorzugsweise die höheren Chargen — gibt als Gemeine und Unteroffiziere.

*

* **Klub der schönen Rebhühner.** Eine Anzahl geistreicher Pariserinnen hat es endlich herausgefunden, warum der Herr der Schöpfung eben der Herr ist. Seine Überlegenheit beruht in erster Linie auf der Verfeinerung seines Gaumens. Bei dieser Erkenntnis blieben die klugen Damen jedoch nicht stehen, sondern sie sannen sofort auf Mittel und Wege, sie zu verwerten. Es kommt ihrer Ansicht nach eben darauf an, auch den eigenen Gaumen zu verfeinern. Am besten schmeckt es in der Gesellschaft Gleichgesinnter, also gründete man einen Klub, zu dem nur Frauen zugelassen werden und dessen Zweck es ist, seine Mitglieder einmal monatlich an auserlesener Tafel zu vereinigen. Für die Tischunterhaltung bestehen strenge Vorschriften; Politik, Wirtschaft und Kunst sind verpönt, bevorzugt werden Anekdoten, wie sie sich die Herren erzählen, wenn sie bei einer guten Zigarre unter sich sind. Merkwürdig ist auch der Name der Vereinigung: Klub der schönen Rebhühner. Die Erklärung für die Wahl dieser Bezeichnung verrät echte Frauenlogik. Die Mitglieder des Klubs glauben es sich als moderne Frauen schuldig zu sein, alles auf den Kopf zu stellen. Weil nun im allgemeinen Rebhühner verspeist werden, bezeichnen sich die Damen als solche, nicht weil sie verzehrt werden — daß ab und zu mal einer anbeißt, dürfte ihnen allerdings kaum unangenehm sein — sondern weil sie selbst Rebhühner verzehren wollen. An Geist fehlt es also diesen lustigen Weibern nicht, wenn's auch der Geist nur ist, der stets verneint.

*

* **Vierzehn Kinder in sieben Jahren.** Sieben Jahre sind Herr und Frau Grover Robey in Washington verheiratet, und siebenmal stellte sich auch bei dem glücklichen Paare bereits der Klapperstorch ein. Aber er begnügte sich nicht damit, je ein Baby zu bringen, sondern legte jedesmal ein kräftig schreiendes Pärchen in die geräumige Wiege. Dieser Tage ist nun das siebente Zwillingspaar einpassiert, so daß das erfolgreiche Elternpaar nunmehr 14 lebende Kinder sein eigen nennt. Selbst in Dollarika betrachtet man so reichen Segen mit etwas bestürzter Miene, um so mehr, als sich aus diesem Tempo des Familienzuwachses noch allerlei Rekordaussichten für die Zukunft ergeben. Kein Wunder also, daß sich anläßlich des Erscheinens der Robeyschen Kinder Nr. 13 und 14 zahlreiche Berichterstatter zu den Eltern begaben, um ihre Meinung über das Ereignis zu hören. Vater Robey nimmt die Sache philosophisch, er meint, daß man so wenigstens gut und schnell über die ominöse Dreizehn hinübergekommen sei. Die glückliche Mutter ist sogar voller Mut und Zuversicht. „Nur das erste Zwillingspaar“, so meinte sie, „hat mir Arbeit und Sorge gemacht, da alle meine Bekannten mir erzählten, daß Zwillinge so schwierig aufzuziehen seien. Jetzt aber fürchte ich mich nicht mehr davor; meine Kinder sind alle gesund und kräftig und wachsen schnell heran, und ich habe ja jetzt auch Übung genug in dem Verfahren, Zwillinge zu behandeln.“ Übrigens stammen sowohl Herr Robey als auch seine Gattin aus kinderreichen Familien. Er selber hat noch 18 Geschwister, während in der Familie seiner Frau „nur“ 13 Kinder waren. Auch ist Mrs. Robey selber ein Zwilling.

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.